Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1936

21 (25.1.1936) Roman-Blatt. Beilage zum Durlacher Tageblatt

Visual Library

„Zu dienen. Ich wollte Ihre Bekanntschaft um jeden Preis machen und freue mich, daß es gelungen ist."

Ein spöttischer Blick trifft den Herrn: „Gelungen? — Das wird von Ihnen abhängen, Herr ..."

„Fritz Werner!" beeilt sich der Herr seinen Namen zu nennen. Damit ist das Eis gebrochen. Eine Unterhaltung ist bald im Gange. Die blonde Schöne gesteht ihrem Tischgenossen in Gedanken zu, ein amüsanter Plauderer zu sein. Man spricht auch von dem grauen Kabriolett. Der Herr erwähnt die Möglichkeit des Diebstahls.

„Pah, Autodiebe!" sagt die Dame geringschätzig.

„Stellen Sie das nicht in Abrede. Gerade in den letzten Wochen hat eine gerissene Bande eine ganze Anzahl Wagen gestohlen."

Die Blondine sieht den Sprecher zweifelnd an: „Sie glauben, daß es eine solche Bande gibt?"

„Warum nicht? Vor Tagen erst war man ihr auf der Spur. Es entspann sich eine rasende Verfolgung. Leider gelang es den Banditen zu entkommen."

„Wie schade!" sagt die Blondine gedehnt, zahlt und trifft Anstalten, zu gehen. Auch der Herr zahlt. „Darf ich Sie noch an Ihren Wagen begleiten, gnädiges Fräulein?" bittet er.

Mit einem koketten Augenaufschlag sagt sie zu. Gemeinsam gehen die beiden. Kaum betreten sie die Straße, als die Blondine aufschreit: „Mein Wagen ist gestohlen — —!"

Tatsächlich ist der Platz, auf dem das graue Kabriolett gestanden hatte, leer. „Ich muß sofort zur Polizei!"

„Warum?" gibt der Mann gelassen zurück. „Sie brauchen doch nur jenem weißen Strich zu folgen. Er führt zu Ihrem Wagen."

Die Dame wird aschfahl. „Wieso?"

„Aber ich bitte Sie, das ist doch ganz einfach. Ihr Wagen hat anscheinend gleich der Pumpe für die Treibstoffzufuhr noch eine zweite, mit der während der Fahrt eine weiße Farbe auf die Straße geleitet wird.

„Sollten Sie denn Ihren Wagen nicht kennen?! Ohne die Farbe hätte ich Sie nie gefunden ..."

„Das ist doch nicht möglich!" stöhnte die Dame.

„Sie dürfen mir glauben, denn ich selbst habe diese Vorrichtung in das graue Kabriolett einbauen lassen. Sie hatten die Liebenswürdigkeit, entsprechend meiner Berechnung Gefallen an dem Kabriolett zu finden und uns so die Spur zu der Diebesbande zu zeigen. Erregen Sie kein Aufsehen und steigen Sie in meinen Wagen. Sie sind verhaftet!" — Leichenblässe bedeckt trotz der Schminke das Gesicht der Frau.

„Ihre Komplizen finden Sie sicher schon im Präsidium. Wir haben uns gewissermaßen verplaudert."

Maschinengewehre im Paradies der Tierfänger

Die Auswirkungen des Abessinien-Krieges auf Zoologische Gärten

Reportage von Hermann Holtkamp

Selbst ein Laie kann sich vorstellen, daß sich das Maschinengewehrgeknatter und die links und rechts feuerspeienden Tanks in Abessinien nicht gerade günstig auf die Tierwelt des äthiopischen Reiches auswirken.

Wir suchen einen Hamburger Tierfang-Expeditionschef auf und fragen ihn, wie sich die Tier-Sachverständigen zu dieser Angelegenheit stellen.

„Vor allem das Großwild geht dabei zugrunde!" antwortet er uns. „Abessinien ist in seinem Innern noch von erheblichen Mengen Wildes bevölkert, und man kann wohl sagen, daß es keinen Zoo in Europa gibt, der nicht über Tiere aus dem Reiche des Negus verfügt."

„Ist es wahr, daß Abessinien das ständige Ziel groß angelegter Jagdexpeditionen war?" fragen wir den Chef.

Er holt uns eine Landkarte Ostafrikas und deutet mit dem Finger auf die wildreichsten Gebiete Abessiniens und der angrenzenden Somali-Distrikte. „Es stimmt. Fast in jedem Jahre trafen die Tierfänger von Hagenbeck dort unten ein, um auf die Jagd zu gehen. Das ist eine Tradition, die schon 25 Jahre alt ist."

„Und wie stellte sich der Negus dazu?"

„Entgegenkommend!" lautet die Antwort. „Wir haben auf unseren Expeditionen fast nie Schwierigkeiten mit der Regierung gehabt."

Es entsteht eine kleine Pause, während der wir eingehend die „Tier-Weltkarte" des Expeditionschefs betrachten. Dann fragen wir ihn: „Warum kann man sich nicht an anderen afrikanischen Gebieten schadlos halten? Ostafrika ist doch schließlich groß."

„Das schon!" erwidert lächelnd unser Auskunftgeber. „Aber gerade in den abessinischen Steppen und Gebirgen treten Großwildarten auf, die wo anders nicht aufzutreiben sind, auf dem ganzen Erdball nicht! Nehmen Sie z. B. die Berg-Nyala, eine rothirschgroße Antilopenart mit riesigen Drehhörnern, Tiere, die man erst vor 25 Jahren entdeckte und die nur in ganz wenigen Exemplaren lebend nach Hamburg gebracht werden konnten."

„In welcher Gegend Abessiniens ist diese Art zu Hause?"

„In den Bergen des Arussilandes, die bis zu einer Höhe von dreitausend Meter ansteigen", antwortet der Chef der Tierjäger. „Dann haben wir dort noch graue Wildesel mit schwarzem Schulterstrich, die heute allerdings nur noch in einigen Trockensteppen aufgefunden werden. Mit ihnen wird der Krieg wohl endgültig aufräumen."

„Gibt es auch Giraffen dort?"

„Ja, die Gallagiraffe!" kommt die Antwort. „Das ist eine zu den Netzgiraffen zählende Art, die zum erstenmal 1910 von dem verstorbenen Tierfänger Karl Hagenbeck aufgetrieben und lebend nach Europa gebracht wurde. Ihm zu Ehren taufte die Wissenschaft sie „Giraffa hagenbecki" — ihr offizieller Name."

„Dann darf man also feststellen, daß die Tierparks der Welt beachtliche Anregungen in Abessinien gewonnen haben, nicht wahr?" fragen wir weiter.

„Ja, besonders die deutschen!" erklärt unser Mann. „Von Laien kann man schließlich nicht erwarten, daß sie es entdecken; aber der bereits in Ostafrika gewesene Fachmann sieht sofort, daß z. B. die große Felsenanlage bei Hagenbeck in Hamburg-Stellingen eine naturgetreue Schieferfelsen-Nachahmung der abessinischen Gebirge ist. Selbst ein alter Anhänger des Hauses Hagenbeck, der bekannte Häuptling Somalis Hersi Egga, rief beim Anblick der Felsen aus: „Das ist ja Abessinien!" Auch in anderen Anlagen hat das Reich des Negus das Vorbild abgegeben; so ist z. B. der Affenfelsen bei Hagenbeck wie auch die Flamingowiese ein ausgesprochen abessinisches Landschaftsbild."

„Gibt es drüben auch Tiere, die Sie wohl gern haben möchten, aber nie bekommen konnten?"

„Gewiß", lautet die Antwort. „Im Simengebirge streicht noch immer der stattliche, rotgefärbte und ziemlich hochbeinige sogenannte „abessinische Wolf" umher, ein Wildhund, der bisher in keinem Zoo der Welt gezeigt werden konnte. Ich hoffe bestimmt, ihn eines Tages noch einmal zu erwischen — — falls der Krieg Stücke übrig läßt ..."

Wieder herrscht eine kleine Stille. Man spürt, an welchem empfindlichen Nerv die Tierjäger Europas und Amerikas, die ihre Fänge über die ganze Welt verkaufen, durch den Abessinien-Krieg getroffen worden sind.

Uns drängt sich eine Frage auf: „Wie steht es mit den Gnus?"

„Das ist auch so ein Märchen!" lächelt der Tierjäger-Chef. „Gnus kommen in Abessinien genau so wenig vor wie der berühmte Riesenstorch Abu Markub. Man hört so etwas immer wieder, aber deshalb wird es dadurch nicht wahrer. Hingegen haben wir dort schon Flußpferde gefangen, hin und wieder auch Elefanten und Nashörner aufgetrieben. Löwen und Leoparden gibt es noch zahlreich. In dieser Hinsicht ist Abessinien eine wahre Fundgrube."

„Können Sie uns einige „Grenztiere" angeben — also Tiere, die zwischen Abessinien und Britisch-Ostafrika hin und her pendeln?"

„Warum nicht?" antwortet der Expeditionsleiter. „Es gibt genügend davon. Werfen Sie einmal einen Blick in irgend einen größeren Zoo: dort finden Sie das pferdegroße, engstreifige Riesenzebra, das von dorther kommt und vielfach auch Grevyzebra genannt wird. Der Zoologe Oustalet schuf diesen Namen zu Ehren des früheren französischen Präsidenten Grevy. Außerdem schwärmen hier mehrere Antilopenarten."

„Auch seltsame Affen?"

„Ja — vor allem der bekannte Mantelpavian, der Dschelada, ein Hundsaffe mit Schulterbehang, der in zwei Rassen auftritt. Wie schon gesagt: Abessinien und seine Grenzgebiete sind wahre Fundgruben für uns Tierfänger. Wie die Sache aussehen wird, wenn der Krieg einmal zu Ende ist, läßt sich nicht einmal ahnen. Fürs erste sind alle Expeditionen „ausgeschaltet", und damit werden sich die Tierparks der Welt einstweilen abfinden müssen — — —"

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

ALLZU REICH IST UNGESUND

VON MARIA VON SAWERSKY

Copyright by Prometheus-Verlag Dr. Eichacker, Gröbenzell bei München.

11

„Ich lasse dich nicht mehr fort", sagte Frau von Stenglin mit einem Anflug ihrer seltenen, aber unbeugsamen Energie. „Du mußt wieder bei uns sein. Wir werden uns schon einrichten. Jetzt setze dich hin und trinke deinen Kaffee. Nachher werde ich an deine Herrschaft schreiben, daß man dich freigibt, eventuell unter Eingeständnis unserer ganzen Komödie."

„Oh, Tante, dann fällt der arme Herr Rhode um!"

„Das ist mir egal", rief Frau von Stenglin. „Ich gebe dich nicht mehr her. Ich habe es tausendmal bereut, daß ich meine Einwilligung zu dieser Köchinnenrolle gegeben habe. Jetzt ist es Schluß damit."

„Sage einmal, Tantchen", versuchte Lotte die Energie von dem Thema abzubringen, „kennst du vielleicht diesen Herrn Rhode oder er dich?"

„Letzteres ist sehr wohl möglich. Ich habe in meinem Leben sehr viele Bekannte gehabt, die mich aber vergaßen, als ich arm wurde. Auch ist mir der Name Rhode irgendwie im Gedächtnis. Weshalb fragst du?"

„Ach, das ist komisch! Wenn Herr Rhode dich kennt, so hat er dich nicht vergessen. Auf seinem Schreibtisch steht eine Photographie von dir!"

„Eine Photographie von mir?" sagte Frau von Stenglin verblüfft. „Das ist wohl nicht möglich."

„Jedenfalls ist es ein Bild, das dir frappant ähnlich sieht. Du mußt damals allerdings sehr jung gewesen sein, aber es gleicht dir Zug um Zug. Du trägst ein ausgeschnittenes Kleid, Ballschuhe und hast einen Fächer in der Hand. Es ist ein merkwürdiger Fächer, Pfauenfedern müssen es sein."

Frau von Stenglin wurde nachdenklich.

„Ein solches Bild habe ich allerdings einmal besessen. Besonders der Fächer ist mir erinnerlich. Alle Welt wunderte sich damals über meinen Mut, Pfauenfedern zu tragen. Sie galten als unheilbringend. Ich weiß, daß ich mich in einem Ballkleid mit dem Pfauenfächer photographieren ließ. Ich habe dann viele von diesen Bildern verschenkt, aber ich weiß nicht mehr, an wen."

„Dann ist es sicher dein Photo. Herrn Rhode scheint es sehr wert zu sein. Es steht als einziges auf seinem Schreibtisch. Nicht einmal ein Bild von Fräulein Friederike hat sonst einen Platz dort!"

„Ich wüßte keinen Menschen, den ich seit meiner Armut noch so wert wäre, daß er mein Bild auf sein Pult stellt, noch dazu aus meiner Jugendzeit", sagte Frau von Stenglin mit leiser Bitterkeit. „Sicher ist's irgendeine andere Dame und der Fächer nur ein Zufall. Aber lassen wir das Bild sein. Ich glaube nicht, daß du nach Klein-Gnitzow zurückgehst. Ich werde Herrn Rhode und auch Petra schreiben und Petra kann ihrem Onkel dann alles erklären. Jetzt haben wir eine freudige Ueberraschung für dich, Lottchen. Soll ich's ihr sagen, Lola? Du kannst Lola gratulieren, Lotte, sie hat sich gestern verlobt!"

Lotte sprang auf und flog der Freundin an den Hals.

„Ich wußte es ja", rief sie aus, „es ist der Amerikaner. Stimmt's Lolalein? Hurrah, unsere Lola wird Dollarmillionärin!"

„Was das betrifft, Lotte, so laß nur die Hoffnung beruhen", wehrte Lola Großmann die Freundin ab. „Mein Verlobter ist kein Millionär, sondern ein verhältnismäßig armer Mann. Aber ich habe ihn lieb, so wie er ist."

„Was", rief Lotte, „dein Amerikaner soll „verhältnismäßig" arm sein? Er hat ein wunderbares Auto, ihm gehört Wallenstein und Meerwald dazu. Na, den Witz mußt du noch einmal machen, mein liebes Kind!"

„Ihm gehört das alles nicht", warf Frau von Stenglin ein, „Lola wird dir alles später erklären. Es ist eine ganz romantische Geschichte."

„Auf die ich sehr gespannt bin! Wann hast du dich verlobt, Lola?"

„Gestern abend!"

„Gestern abend", sagte Lotte nachdenklich und dachte daran, daß sie gestern nachmittag ihren Verlobungskuß bekommen hatte. „Gestern abend!"

„Imponiert dir die Stunde so, Lotte?" scherzte Lola.

Plötzlich fand Lotte den Mut, alles einzugestehen, alles zu sagen. Lola hatte ihr Glück gefunden und da konnte die Tante nicht hart gegen sie sein. Jetzt mußte sie sprechen.

„Bitte, setzt euch und hört mich an", sagte sie rasch. „Liebe Tante, es war vielleicht unrecht von mir, daß ich hinter deinem Rücken gehandelt habe, aber ich habe mich auch verlobt und zwar auch gestern. Ich habe meinen Verlobten aufrichtig lieb. Er ist ein guter, feiner, anständiger Mensch, und darum darfst du an seiner Stellung keinen Anstoß nehmen. Wir sind ja alle arm und das ist keine Schande. Man kann auch mit leerem Beutel glücklich sein, wenn man sich recht lieb hat. Jedenfalls hat mich mein Verlobter lieb, als das, was ich bin, als Herrn Rhodes Köchin. Ich liebe ihn auch und mir ist seine Stellung gleichgültig."

„Aber, wer ist es denn? Mit wem hast du dich denn verlobt?" rief Frau von Stenglin angstvoll in diesen Redestrom hinein.

„Mit — mit — es ist — kurz und gut — ich habe mich mit Herrn Whitmans Chauffeur verlobt!"

Ein Doppelschrei aus Lolas und Frau von Stenglins Munde quittierte diese überraschende Mitteilung und übertönte die Flurglocke, die draußen anschlug. Man hörte Babette, die irgendwen bewillkommnete, aber niemand im Zimmer nahm Notiz davon.

„Ja, hast du denn keine Ahnung, wer dieser Chauffeur ist, Lotte?" fragte Lola, die als erste ihre Fassung wiedergewann.

„Na, mein Bräutigam", sagte Lotte trotzig. „Ich hab' ihn lieb und meinetwegen kann er tausendmal Benzinkutscher sein."

Frau von Stenglin kam nicht dazu, ein Wort zu äußern,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

denn die Tür ging auf und ins Zimmer traten Bob Harding und Michael Whitman, letzterer in eleganter Chauffeuruniform.

Die nun folgende Szene läßt sich nicht beschreiben. Frau von Stenglin erzählte später oft, daß sich Lotte an die Brust des „Chauffeurs“ geworfen und gerufen habe: „Ich habe ihn lieb und ihr dürft mich nicht von ihm trennen!“

Allmählich klärte sich das Durcheinander. Man nahm Platz und Michael Whitman nahm in seiner ruhigen Weise das Wort. Er erzählte seine Geschichte und seinen Plan, mit seinem Freunde Bob auf Wolfenstein in vertauschten Rollen zu leben. Schließlich bat er mit eindringlichen Worten Frau von Stenglin um die Hand ihrer Nichte.

„Einen Augenblick“, sagte Frau von Stenglin, „mir schwirrt der Kopf. Sie, Herr Whitman, sagen mir soeben, daß Sie Lotte als Köchin kennen und lieben gelernt haben. Woher wissen Sie denn, daß Lotte meine Nichte ist?“

„Das weiß ich erst seit einigen Stunden, gnädige Frau“, lächelte Michael. „Fräulein Petra Rhode hat sich gestern mit meinem Inspektor Bassom verlobt. Haben Sie schon einmal gehört, daß eine Braut ihrem Bräutigam gegenüber diskret sein kann, wenn es sich um die Geheimnisse der Freundin handelt? Fräulein Petra hat gestern abend Hans Bassom erzählt, daß die Köchin Lotte ein Fräulein von Stenglin und Ihre Nichte ist. Na, und daß ich Lotte liebhabe, ist dem scharfsinnigen Bassom seit langem kein Geheimnis geblieben. Er kam heute zu mir, ganz freundschaftlich, als der Inspektor zu seinem Dienstkollegen, dem Chauffeur. Er wollte mir einen kleinen Tip geben und dafür bin ich ihm sehr dankbar gewesen. Ich vergalt sein Vertrauen mit dem gleichen Vertrauen und sagte ihm, daß das Fräulein Köchin seit gestern meine Braut ist. Nun, liebe gnädige Frau, verzeihen Sie mein Doppelspiel und lassen Sie uns Verlobung feiern!“

Mit Tränen in den Augen reichte Frau von Stenglin Michael die Hand.

„Machen Sie Lotte glücklich“, sagte sie. „Ich weiß nicht, ob sie zur Millionärin Talent hat. Sie hat bisher keine Gelegenheit gehabt, das zu beweisen. Was die Verlobungsfeier betrifft, so wird in der Champagner nicht in Strömen fließen, indem ich dies Getränk nicht im Hause habe. Aber Babette kann frischen Kaffee machen.“

„Tantchen, Tantchen, laß Micky den Verlobungskaffee machen! Er hat ein wundervolles Rezept!“

Zu Babettes großer Ueberraschung stürmten zwei Brautpaare in ihre Küche, stürzten sich auf Geschirr und Kochherd und machten, wie Babette sagte, „eine greuliche Manscherei!“

Natürlich wurde die alte, treue Seele umgehendst von den veränderten Verhältnissen in Kenntnis gesetzt. Sie war starr vor Staunen und vermochte ihre Glückwünsche kaum anzubringen. Ein Millionär, der einen Chauffeur, und ein Sekretär, der einen Millionär spielte, waren zuviel für Babettes Fassungsvermögen.

„Neumodische Sachen sind das“, raunte sie, „na, wenn du man glücklich wirst, Lottching.“

Dann stand der dampfende Kaffee auf dem Tisch. Babette hatte Kuchen besorgt und alle ließen sich es bei der einfachen Feier wohl sein.

Plötzlich und zum dritten Male ging an diesem Tage die Flurglocke.

„Wer kann denn das sein?“ fragte Frau von Stenglin, die selten Besuche empfing. „Hier geht es ja heute zu, wie in einem Taubenschlag!“

„Ein Gratulant natürlich, der unser Glück geahnt hat“, scherzte Bob Harding in seinem alten Uebermut.

Babette trat ein und übergab Frau von Stenglin eine Karte.

„August Rhode auf Klein-Geitzow“, las diese erstaunt.

„Mein Gott“, rief Lotte aus, „jetzt kommt Onkel Rhode, um dich über mich auszuhorchen, Tantchen. Ich habe ihm vorgeredet, daß ich bei dir als Gesellschafterin tätig war. Gib mir ein gutes Zeugnis, Tante Agathe!“

Michael Whitman legte den Arm um seine kleine, vergnügte Braut und Frau von Stenglin wiederholte gedankenvoll den Namen Rhode.

„Lassen Sie den Herrn eintreten, Babette“, sagte sie schließlich. Dann erhob sie sich, um den neuen Gast zu bewillkommnen.

Die Tür ging auf und Herr August Rhode trat über die Schwelle.

Eine Sekunde lang standen sich die beiden gegenüber, die feine zarte Frauengestalt mit der anmutigen Haltung und dem leichtergrauten Haar und der stattliche, noch immer frische August Rhode, mit den offenen Zügen und den hellen, freundlichen Augen. Sie sahen sich an, die beiden Menschen, die das Leben auseinandergerissen hatte und zwischen denen in dieser Sekunde ein Zeitraum von dreißig Jahren versank. Dann drückte August Rhode die Hände aus und sagte leise: „Sie ist es, mein Gott, sie ist es, Agathe von Rossow!“

„August Rhode“, flüsterte Frau von Stenglin zurück, „der Freund aus meiner Mädchenzeit!“

In dem kleinen Kreise war es mäuschenstill. Erstaunt sahen die jungen Menschen auf die ergrauten Häupter, die sich gegeneinander neigten. Erstaunt sahen sie, daß sich Onkel Rhodes helle Augen mit Tränen füllten und daß er sich tief über die Hand neigte, die Frau von Stenglin ihm entgegengestreckt hatte. Niemand wagte das heilige Schweigen zu brechen, denn alle fühlten, daß viel, sehr viel hinter diesen Begrüßungsworten lag. Vergangene Jugend, verflossene Liebe, und doch immer waches Sehnen. Dann faßte sich Frau von Stenglin und zog August Rhode zu den jungen Paaren.

„Meine Kinder“, sagte sie mit leise bebender Stimme, „ich stelle euch hiermit meinen Jugendfreund vor. Es ist sehr lange her, daß ich ihn gesehen habe und ihr müßt entschuldigen, daß wir zwei alten Leutchen ein wenig aus der Fassung sind.“

Wie ein Flügelschlag vergangener Liebe zog es durch das kleine Zimmer. Die jungen Menschen, die lachend ihrem Glück entgegengingen, ahnten dunkel viel längst vergrabenes Leid und Hoffen. Dann aber schüttelte man sich die Hände. Die verhaltene Stimmung war überwunden und machte dem Erstaunen Rhodes über die hier versammelte Kaffeegesellschaft Platz, in der seine Köchin wie selbstverständlich saß.

Aber Onkel Rhodes Staunen erfuhr noch eine Steigerung. Er wurde ebenso schnell über die wahre Identität seiner Köchin aufgeklärt, wie über Whitmans und Hardings Rollenwechsel. Nachdem Onkel Rhode sich von seiner Verblüffung erholt hatte, nahm er sehr ausgiebig an der improvisierten Verlobungsfeier teil. Er sagte Whitman, daß er ihm nicht böse sei, daß er ihm, statt des Neffens seines Freundes Wolfenstein einen in Freiheit dressierten Chauffeur vorgemimt habe. Daß er es aber unverzeihlich fände, ihm eine so gute Köchin wie „seine Lotte“ abspenstig zu machen.

In später Stunde — der Verlobungschampagner war doch noch beschafft worden — machte sich Onkel Rhode daran, den Schadenersatz auszurechnen, den Whitman ihm schuldig sei.

Er wurde mit der Summe nicht fertig, denn sie nahm gewaltige Dimensionen an und Michael Whitman erklärte lachend, Onkel Rhode könne rechnen, soviel er wolle, Lotte bekäme er doch nicht wieder.

„Sie haben mich auf dem Gewissen, Whitman“, schalt Onkel Rhode, „jetzt muß ich mir eine neue Köchenfee suchen. Verrannt, ich sehe mich schon bei verkochtem Reisbrei und Sauerhering frühzeitig in die Grube fahren.“

* * *

Onkel Rhode fuhr nicht in die Grube. Er dachte gar nicht daran, denn das Essen, das ihm Babette kochte, schmeckte ihm ausgezeichnet. Nach Vollmann war mit der neuen Köchin sehr zufrieden. Sie konnte sogar noch mehr Kartoffelspeisen machen als Lotte.

Das Herrenhaus von Klein-Geitzow hatte eine neue Herrin bekommen. Frau von Stenglin war Frau Rhode geworden.

„Besser spät wie nie“, hatte Herr Rhode gesagt.

Fräulein Friederike hatte Klein-Geitzow verlassen und war in die Stenglin'sche Wohnung übergesiedelt. Sie hörte als Hospitantin Vorlesungen über Philosophie und war zwischen ihren Büchern sehr glücklich. Ihre Sommerferien verbrachte sie in Klein-Geitzow.

Michael Whitman lebte mit seiner Frau auf Wolfenstein. Das Paar hatte seine Gastrolle in Amerika gegeben. Michael Whitman war nicht mehr der „Stahlfederkönig“. Die Leitung der Fabrik war einem Konsortium übergeben worden, aber die Mehrzahl der Aktien behielt Michael in seinen Händen.

Bob Harding lebte mit Lola auf Meerwald. Harding war unter Bassoms Anleitung ein guter Landwirt geworden und fühlte sich auf deutschem Boden sehr heimisch. So war Lola doch noch Herrin von Meerwald geworden. Zuerst war es Lola seltsam vorgekommen, daß sie auf Meerwald leben sollte. Nur viele Erinnerungen verknüpften den Sitz mit ihrem tarnlosen Verlobten. Aber die Zimmer waren umgewandelt, die Bilder der Meerwalds entfernt worden und Bobs Liebe ließ Lola die Wunde vergessen, die der treulose Gert von Meerwald ihrem Herzen geschlagen hatte.

Ende.

Ein merkwürdiger Traum

Erzählung von Georg v. d. Gabelentz

Unterm gelben Lampenschirm sprachen wir wieder einmal über das dunkle Gebiet des Traumes, wie darin ein zweites Ich sich von uns loslöst und durch Zeiten und Räume flattert, um ein ganz eigenes, selten heiteres, oft abenteuerliches und schreckgequältes oder gar wildphantastisches Leben zu führen.

Da rückte die Witwe des Justizrats ihren Stuhl etwas näher ans Licht, so daß der Schein der Lampe ihr kluges Gesicht erhellte.

„Ich erlebte da einmal“, griff sie den Faden auf, „einen wunderlichen Traum, den ich vielleicht um deswillen kurz zum besten geben darf, weil er ein Beispiel höchst merkwürdigen Verknüpfseins mit dem längst Vergangenen war und doch freundlich in unser Leben heute eingriff.

Als Gast auf einem Landgut in Sachsen, nicht allzu weit von Leipzig, träumte mir einmal das Folgende:

Ich sah ein Zimmer, es schien das meine, von einem Licht auf einem runden Sofatisch matt erleuchtet. Im Sofa saß ein sehr junges Mädchen, sehr schlank, sehr bleich, am Tisch ihr gegenüber ein junger Mann in altmodischer Uniform, Offizier, mit einem kleinen Schnurrbart. Sie beobachteten mich nicht. Ich stand an der Eingangstür und war, wie das so im Traum geht, gar nicht erstaunt, die beiden zu sehen. Der Offizier zog aus der Tasche seines dunklen Uniformrocks mit der Linken, die Rechte trug er in einer Armbinde, eine goldene Dose und reichte sie dem jungen Mädchen über den Tisch hin, es möge sie als Erinnerung an ihn und zum Dank für die freundliche Pflege annehmen und gut verwahren.

Im Schein des flackernden Lichtes sah ich, daß auf der Dose ein Miniaturbild war, von blitzenden Steinen umgeben. Das Mädchen hielt die gefalteten Hände auf der Tischplatte, öffnete sie nur zögernd und nahm erst nach längerer Weigerung die Dose an. Dann aber hauchte es einen Kuß darauf, erhob sich, trat an den Mahagonisekretär, den gleichen, der noch in meinem Zimmer stand, zog in der Tiefe umständlich ein Fach heraus, wickelte die Dose in ein Stückchen blauen Stoffes und verschloß den Sekretär wieder.

Mittlerweile hatte sich auch der fremde Offizier erhoben. Beide standen sich einige Sekunden gegenüber, dann legte sie ihm mit einmal wortlos die Hände auf die Schultern und barg das Antlitz an seiner Brust. Er aber bog sich herab, umschlang ihre zarte Gestalt und küßte stürmisch ihre Lippen. Plötzlich riß er sich jäh los, stülpte eine Fellmütze auf, ergriff seinen Säbel und stürmte hinaus.

Die Kleine lief ans Fenster. Ich sehe sie noch heute im hellen Rahmen stehen und mit einem Taschentuch abwechselnd winken und sich die Augen trocknen.

Allmählich verdämmerte der Traum.

So lebhaft und deutlich die Szene gewesen war, so beachtete ich doch das Ganze nicht weiter, selbst als ich entdeckte, daß von den traumgesehenen Möbel der Mahagonisekretär noch immer an derselben Wand stand.

Etwa acht Tage später erlebte ich nachts, träumend den Abschied der beiden genau wieder, nur daß mir diesmal das fremdländische Deutsch des jungen Offiziers und das feine Profil des Mädchens im weißen Kleide auffielen.

Diesmal erzählte ich den Traum am Morgen meinen Gastgebern. Sie fragten, ob ich das junge Mädchen wiedererkennen würde. Ich bejahte. Da führten sie mich zur Probe durch zwei Fremdenzimmer, die ich noch nicht betreten. Im zweiten bezeichnete ich ein Pastell an der Wand als das Bild der Traumerschienenen.

Meine Freunde sahen sich verdutzt an. Das Bild stellte die Urgroßmutter des jetzigen Besitzers dar. Sie war, in jungen Jahren verwaist, Besitzerin des Schlößchens geworden. An ihr Mädchenbild hatte sich in der Familie die unklare Ueberlieferung von einem verwundeten russischen Fürsten geknüpft, der im Schlößchen während der Napoleonischen Kriege eine Zeitlang gelegen habe. Etwas weiteres wußte man nicht. Die Geschichte von der geschenkten Dose wurde ins Reich der spielenden Phantasie verwiesen.

Da ich aber dabei blieb, das Mädchen habe die Dose angenommen und in meinem Sekretär verschlossen, so ging schließlich die ganze Gesellschaft hinüber, und man durchstöberte das Möbel. Zum allgemeinen Erstaunen fand sich tatsächlich in der Rückwand des Sekretärs, kunstvoll und verdeckt eingefügt, ein kleines Geheimfach. In ein morsches Stück blauer Seide fest eingewickelt, entdeckten wir eine goldene Dose. Sie zeigte das Bild einer schönen Frau mit gepuderten Haaren, roten Wangen und rotem Mund, das Antlitz von Brillanten und Rubinen umgeben. In der Dose lag eine Locke braunen Haares, darunter ein Zettelchen mit den vergilbten Worten: „Von ihm“. Sonst nichts.

Wir standen zunächst vor einem Rätsel. Aber nach dem Funde der Dose, in der ich die im Traume gesehene zu erkennen sicher war, konnten wir nicht zweifeln, daß sich hier einst wirklich eine Szene wie die erblickte abgespielt habe.

Von den Gefühlen der Urgroßmutter für den fremden vornehmen Offizier wußte niemand in der Familie etwas. Sie war kurz nach der Verheiratung mit einem Herrn des Landes gestorben und hatte ihr Geheimnis, die Erinnerung an die vielleicht einzige Liebe ihres Herzens, mit sich genommen.

Meine Gastgeber befanden sich in bedrängter Lage, das Gut hatte Schulden zu tragen. Sie mußten sich zum Verkauf der spät gefundenen Dose entschließen, und ein großer Berliner Antiquar zahlte ihnen eine bedeutende Summe. So keimte aus dem guten Samen, den die verliebte Urahne streute, noch nach hundert Jahren eine nährende Frucht.

Den Namen des russischen Fürsten haben wir leider nicht erfahren können. Da er scheinbar nach dem Schlößchen und zu der blonden Kleinen nicht zurückkehrte, ist er wohl bald danach in der Leipziger Schlacht gefallen.

Man behauptet, ich besitze mediale Veranlagung, und will damit manches Merkwürdige erklären, das ich erlebe. Ich weiß nicht recht, ob man recht hat. Jedenfalls aber gibt es zuweilen Minuten, in denen man erkennt, wie nur dem Ewigen des Heute, Morgen oder Gestern nichts anderes sind als Teile eines Ringes, der nicht Anfang noch Ende hat.“

Das graue Kabriolett

Kriminalskizze von Sonny Rather

In der langen Reihe parkender Kraftwagen steht ein graues Kabriolett. Es sticht nicht ab gegen die anderen Wagen. Fachleute jedoch sehen auf den ersten Blick, daß dieses Gefährt mit allem Luxus ausgestattet, kurz: etwas Besonderes ist.

Dem Kabriolett nähert sich eine elegante Blondine. Sie wartet anscheinend auf jemand, denn ihre Augen sehen suchend nach allen Seiten. Lässig lehnt sie jetzt an dem grauen Wagen. Ihr Blick fällt auf das Armaturenbrett, wo — sträflicher Leichtsinn — neben der tickenden Uhr die Wagenschlüssel stecken.

Wenige Augenblicke nur steht die Dame, dann scheint ihre Geduld zu Ende. Hastig und ärgerlich nimmt sie auf dem Führersitz Platz. Der Anlasser surrt. Der Motor springt gehorsam an. Langsam fährt der Wagen aus der Reihe und jagt dann metallisch singend davon.

In diesem Augenblick setzt sich ein zweiter, ein schwarzer Wagen in Fahrt. Die zwei Herren hinter einer Windschutzscheibe scheinen für die blonde Fahrerin besonderes Interesse zu haben. Sie lassen das graue Kabriolett nicht aus den Augen und sind sichtlich bemüht, ihm auf der Spur zu bleiben.

Auch die Blondine hat mit Hilfe des Rückspiegels den schwarzen Wagen bemerkt. „Sie verfolgen mich“, murmelt sie, ihr Gesicht zeigt den Ausdruck entschlossener Entschiedenheit. Energisch tritt ihr Fuß den Gashebel nieder.

Der schwarze Wagen erhöht seine Geschwindigkeit ebenfalls, bleibt im gleichen Abstand hinter dem Kabriolett. An einer der nächsten Straßenkreuzungen stoppt jedoch das rote Licht der Verkehrsampel seine Fahrt. Im Rückspiegel sieht die Blondine, wie der Verfolger hält. Ein triumphierendes Lächeln spielt um ihre Lippen. Sie lenkt das Kabriolett in eine Querstraße, passiert noch mehrere Ecken und hält vor einem kleinen Kaffeehaus. Ohne Eile verläßt sie den Wagen und betritt das Lokal. Ihr Suchen hat nach Erfolg. Mit langem Gruß tritt sie zu einem Herrn an den Tisch. Wenige Worte werden gewechselt, dann verabschiedet sich der Herr.

In diesem Augenblick hält draußen auch der schwarze Wagen. Die Herren steigen aus; einer betritt das Lokal und tritt an den Tisch der Blondine: „Gestatten Sie, meine Gnädigste?“

Die Dame nickt gewährend und vertieft sich wieder in die Lektüre.

„Ich schätze mich glücklich, Sie trotz des roten Lichtes gefunden zu haben!“ Mißtrauisch sieht sie den Sprecher an: „Der Herr in dem schwarzen Wagen waren Sie?“